

Kleiner Thiersteiner Bilderbogen

Autor(en): **Fringeli, Albin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **10 (1948)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleiner Thiersteiner Bilderbogen.

Von Albin Fringeli.

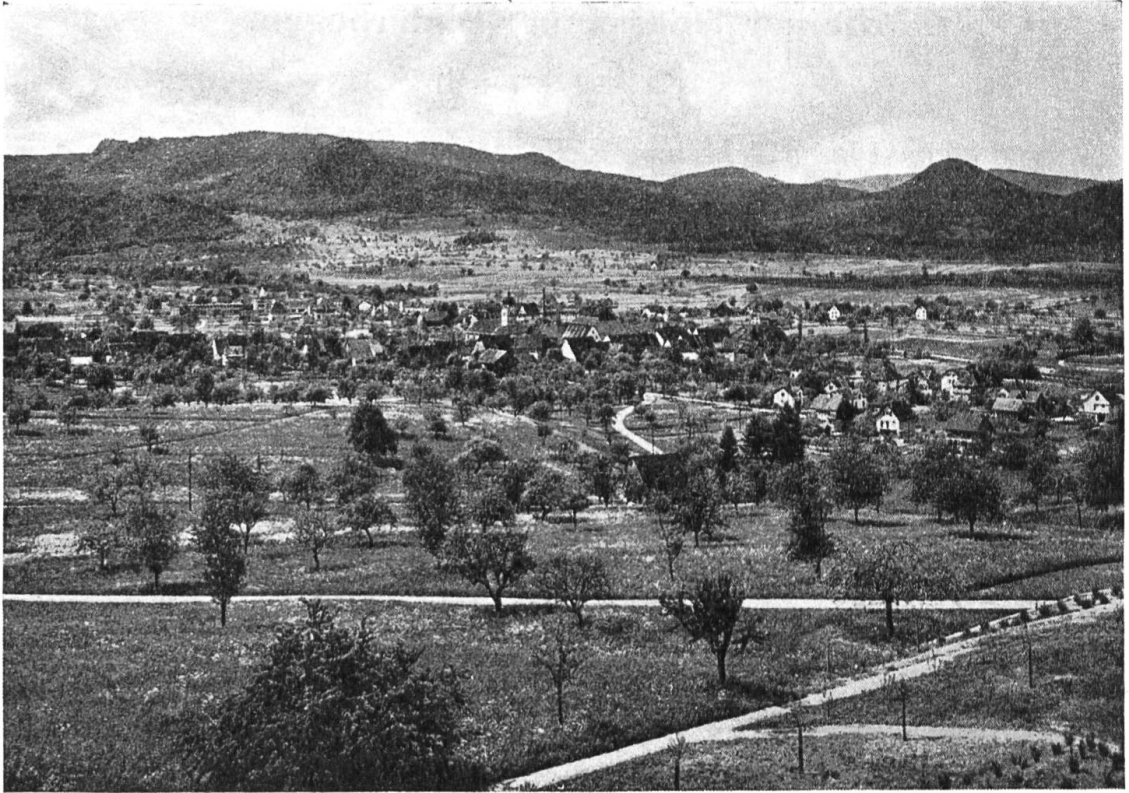
Unsere Heimat kann sich einer Vielfalt rühmen, wie wir sie auf so engem Raume nur selten finden. Landschaft, Geschichte und Wirtschaft bieten auf Schritt und Tritt Abwechslung, geben neue Rätsel auf, regen den Wanderer zum sinnenden Betrachten an. Die Mannigfaltigkeit des Schwarzbubenlandes zeigt sich besonders auffällig in der Mundart. Sucht einmal die unverdorbenen, urchigen Schwarzbuben auf, jene heimatstreuen Männer und Frauen, die ihre ererbte Sprache sprechen, und ihr werdet merken, dass ein grosser Unterschied besteht zwischen der Mundart eines Kleinlützers und eines Gilgenbergers. Andere Laute vernimmt man im Lüsseltal und andere im Dorneck. Wer dem Ursprung dieser Mundartgrenzen nachforscht, der merkt, dass sie durch unsere Geschichte bedingt sind.

Unsere Heimat ist ein Grenzland. Wenn auch Dorneck-Thierstein heute eine Amtei bilden, wir sehen im Geiste immer noch die vielen Herrschaftsgebiete, in die sich unser Ländchen gliederte: Bistum Basel, Kloster Beinwil, Grafschaft Thierstein, Herrschaft Blauenstein, Rotberg und andere. Diese alten Scheidewände konnten nicht ohne Einfluss auf das kulturelle Leben bleiben.

Muss man heute noch die Schönheit des Schwarzbubenlandes besingen? Das abwechslungsreiche Auf und Ab? Wer einmal über den Passwang ins Lüsseltal hinab gestiegen ist, der will keine Lobeshymne, nein, er zieht es vor, das reizende Bild noch einmal zu sehen, um es sich recht tief einzuprägen. Er erlebt die Geschichte dieses Landes. Er sieht, wie die Mönche im 11. Jahrhundert das Tal urbanisieren und das Kloster Beinwil bauen. Er hört das Klirren der ritterlichen Rüstungen der Grafen von Thierstein, jener mächtigen Adeligen, die ihren Sinn für Grösse und Schönheit auch durch den Bau ihrer Burg bei Büsserach zum Ausdruck brachten. Und wenn wir bei den Thiersteinern anhalten und an den grossen Grafen Oswald denken, dann erinnern wir uns auch an die allerersten «Schwarzbuben», die vor vielen Jahrtausenden als Höhlenbewohner dicht unter der heutigen Burgruine hausten.

Einsam scheint das Ländlein dazuliegen. Und doch hat auch hier oft der Krieg gewütet. Brand und Mord haben vor einem halben Jahrtausend, im alten Zürichkrieg, auch das Lüsseltal überschwemmt. Der Schwabenkrieg hat nicht bloss Dornach heimgesucht. Wellen des Schreckens haben auch die Nachbardörfer überflutet. Ein alter Seewener wurde sogar in der Kirche niedergestochen. Und wenn der Kriegslärm verstummte, dann kamen von Zeit zu Zeit Krankheiten ins Land, um die geplagten Menschen noch mehr zu drangsalieren.

Was würden sie uns erzählen, die Schwarzbuben, die vor drei Jahrhunderten ihre Felder bebauten? Wie oft sind sie von fremden Kriegern belästigt worden? Grenzverletzungen waren an der Tagesordnung. Kein genügender Grenzschutz. Vieh wurde geraubt, Häuser wurden angezündet, Menschen niedergestochen, draussen im Leimental, im Gilgenbergerland und in Bärschwil. Und zu allen Scheusslichkeiten gesellte sich der schwarze Tod, die Pest. Hunderte sind damals in unsern Dörfern von dieser unheimlichen Krankheit da-



Breitenbach.

hingerafft worden. Und dennoch hat der Schwarzbube nicht ans Auswandern gedacht. Er ist seiner Scholle treu geblieben . . . und wenn er auch bloss ein rechtloser Untertan war. Er hat zu den Waffen gegriffen, als die Franzosen 1798 ins Land eindrangen, er hat den Feind aus den Beinwiler Bergen talwärts getrieben. Er hat erst murrend die Waffe niedergelegt, als er vernahm, dass sich die Hauptstadt dem Feinde ergeben habe.

Wie viel Geschichte könnten uns die vielen Burgen erzählen? Wir kämen an kein Ende.

Lang, lang könnten wir aber auch den Flur- und Ortsnamen lauschen: Sie erzählen von harter Arbeit, von Mehranbau, von den verschwundenen Gewerben: von der Eisenindustrie in Erschwil, Bärschwil und Kleinsülz, von der Glasschmelzerei in Bärschwil, von den vielen Kalkbrennereien und Ziegeleien.

Gar mancher wackere Mann hat einst die Heimat verlassen müssen, weil der Boden gar zu karg war. Heute nehmen die Fabriken die überschüssigen Arbeitskräfte auf. Kleinsülz-Breitenbach-Nunningen, das sind die drei Orte, die sich in den letzten Jahren zu blühenden Industriedörfern entwickelt lehnt es nicht mehr unbeschaut ab. Altes und Neues leben friedlich beisammen. Aber auch der Bauer geht mit der Zeit. Kritisch prüft er das Neue; er men. Da stehen noch die schmucken Heiligtümer, die Kirchlein und Kapellen, die Wallfahrtsorte Mariastein und Meltingen, und daneben wachsen die Fabrikgebäude aus dem Boden. Sie stehen sich nicht als Feinde gegenüber. Volksverbunden sind hier noch die Bauern wie die Fabrikarbeiter, die «Gewöhnlichen» und die «Herren». Der Schwarzbube ist kein Hinterweltler. Er schaut

von seinen Bergen hinaus in die Welt, und er macht sich seine eigenen Gedanken. Er hat viel erlebt, er ist kritisch. Man kann ihm keinen Mäusedreck als Kümmel servieren. Gern trinkt er sein Gläslein . . . das feine Meltinger Heilwasser überlässt er grossmütig den Kranken und den Fremden! Der gute alte Geist lebt immer noch in unsern Bergen und Tälern. Er hilft über manche Not hinweg, er verhindert die scharfen Gegensätze, wie wir sie in den Städten finden.

Gewiss, so gut es in der Landschaft Gegensätze gibt, finden wir sie auch in der Vergangenheit, in der Geschichte. Sie treten uns auf Schritt und Tritt entgegen. Da begegnen wir immer wieder den Klagen der Bedrängten, der Leute, die sich unterdrückt fühlen.

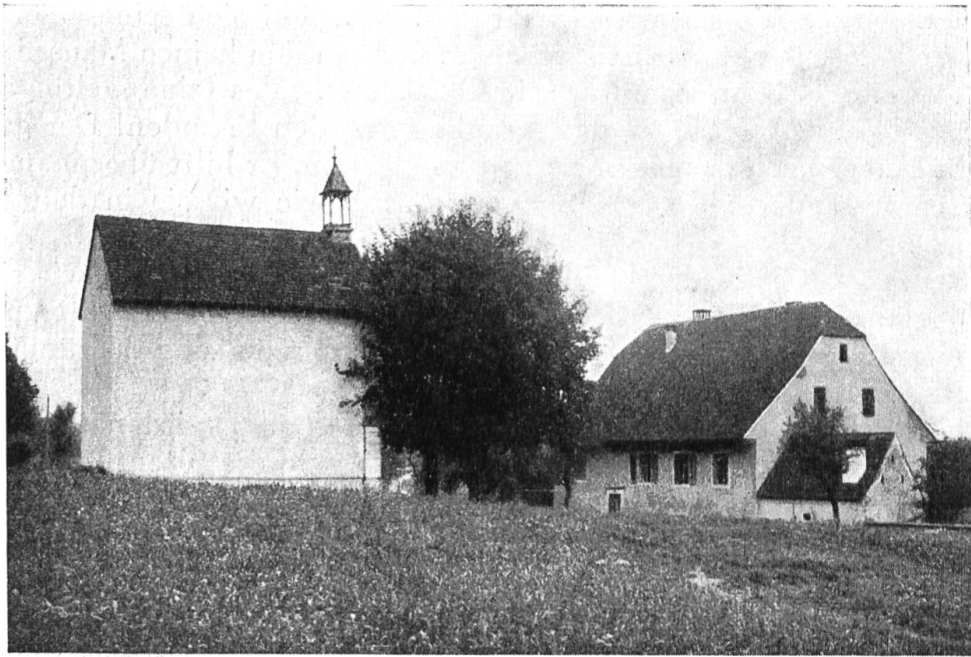
Wer eine Unterstützung erwartet oder fordert, der wird natürlich seine Lage nicht in hellen Farben darstellen. Wenn wir die alten Vogtschreiben durchgehen, so stossen wir immer wieder auf Bittgesuche, in denen die Schwarzbuben von der Obrigkeit Holz verlangen, um ihre gebrechlichen Häuser zu reparieren. Da ist z. B. der Büsseracher Wirt Hans Saner, der am 26. Juli des Jahres 1665 dem Landvogt seine Not klagte. Er habe, so behauptet er, seinen Dachstuhl schon unterstützen müssen. Dieser Dachstuhl sei aber dermassen verfaulet und erbaumet, dass er tag- und stündlich einfallen könne. Dadurch könne er einen grossen Nachteil anrichten. Gerne würde er den Schaden beheben, es sei ihm aber nicht möglich; drum bitte er die Obrigkeit, ihm das Fällen von 45 Stück Tannenholz zu gestatten. Mit Gut und Blut will er sich dafür zeit seines Lebens erkenntlich zeigen.

Zahlreich sind die Begehren um eine Zuteilung von Holz. Manchmal sind die Leute zwar ziemlich bescheiden: sie verlangen vielleicht bloss eine Fichte, damit sie Schindeln daraus machen können. Einmal zählt der Landvogt eine ganze Reihe von Himmelrieder Untertanen auf, die gerne einen Schindelbaum haben möchten.

Sie hatten aber noch viele andere Sorgen! Im Dezember 1665 kamen der Untervogt Hans Flury von Erschwil und Laurenz Borer, der Meyer von Büsserach aufs Schloss. Wahrscheinlich hatten sie grad gut Zeit! Sie beide trugen das solothurnische Ehrenkleid. Sie schämten sich, unter die Leute zu gehen; denn der farbige Rock schien recht abgegriffen aus. Der Landvogt sah ein, dass die Regierung ihre Diener hübscher ausstatten dürfte. Er richtete ein Gesuch nach Solothurn, die beiden treuen Helfer mit neuen Röcken zu überraschen.

Ein klein bisschen suchte man sich schadlos zu halten, indem man in den obrigkeitlichen Wäldern dem Wild nachstrich. Immer stand die Flinte bereit. Wir staunen, wenn wir vernehmen, dass ein Beinwiler Bauer, Felix Misteli, schon am 20. Februar 1665 ein geladenes Gewehr hinter der Türe stehen hatte. Es hat zwar viel Leid ins Haus gebracht; denn der Landvogt Johann Franz Sury meldet nach Solothurn, der Sohn des Beinwilers Misteli habe einen etwa 18jährigen Burschen aus der Kammer Beinwil aus Unachtsamkeit erschossen. Was half's, dass der Bauer seinen 15- oder 16jährigen Buben Benedikt mit einem Stock derart prügelte, dass der Junge flüchtig wurde?

Die bedenkliche wirtschaftliche Lage spiegelt sich auch in einem Gesuch des Barthlin Meyer aus Breitenbach. Er klagt am 24. März 1664, er habe ein einjähriges Söhnlein, das mit einem Leibesbruch behaftet sei. Er sei so arm,



Kapelle und Propstei Rohr.

dass er kaum sein täglich Brot verdienen könne. Er bittet daher die Obrigkeit, man möge das Knäblein nach Solothurn nehmen und operieren. Inzwischen möge man auch dafür sorgen, dass Mutter und Kind genügend Nahrung erhalten. Er hofft auf die Barmherzigkeit der Obern, «damit das Kind nicht Tag seines Lebens ein elender Mensch verbleiben müsse, sondern so es zu seinen Tagen kommen sollte, sein Stück Brot selber gewinnen könne.»

Es fehlt an allem! Der Schmiedemeister Jakob Borer klagt ebenfalls in jenen Tagen, es fehle ihm an Kohlen. Es sei ihm nicht möglich, seine Kunden zu befriedigen. Sein Handwerk trage ihm nichts mehr ein. Aber er will sich selber helfen. Er verlangt nur die Erlaubnis, dass er im «Graben vor dem langen Holz» etwa eine Buche köhlern dürfe. Zu Bauholz eignen sich dort die Bäume nicht, auch könnte das Holz nicht gut von dannen gebracht werden!

Die Regierung hatte schon früher die Bewilligung erteilt, in einem Breitenbacher Wald Kohlen zu brennen. In jenem Berg stehe zur Zeit nur noch Bauholz, fügt der Vogt in seinem Schreiben bei.

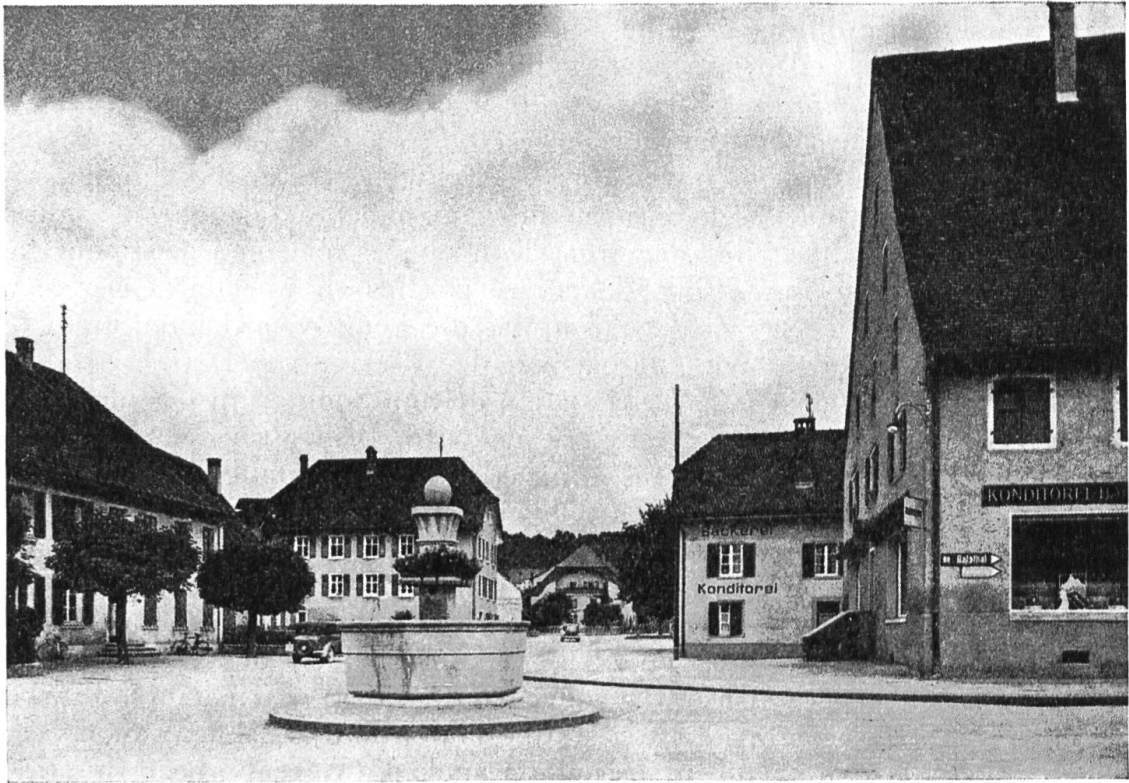
Viele Thiersteiner suchten auswärts ihren Verdienst. Sie gingen in den Heuet und in die Ernte: in den Sundgau, ins Elsass, nach Basel. Die Handwerker hingegen fanden hin und wieder in der Nähe, im Bistum, Arbeit. So hatte im Jahre 1664 der Büsseracher Zimmermann Lorenz Stächelin den Bauer der neuen Birsbrücke übernommen. Interessant ist es nun zu vernehmen, dass ihm beim Bau der Brücke der Breitenbacher Schuhmacher Jakob Jeger behilflich war. «Schuster bleib bei deinem Leisten», hätte man ihm zurufen sollen; denn er hatte kein Glück in Grellingen. Er fiel mit einer Wand in die Birs hinab, er machte dabei die Huft aus und schlug das Kreuz entzwei, klagt er dem Vogt nach seiner Heimkehr. Vorher aber musste er drei ganze Wochen beim Wirt in Grellingen liegen bleiben und sich behandeln lassen. Die Kosten kann er nicht bezahlen. Er findet aber, er habe für das Gemeinwesen seine

vielen Schmerzen erduldet und dieses Gemeinwesen dürfe auch die Kosten übernehmen. Einen Teil davon möge man dem Bauherrn aufhalsen, den Rest den Vogteien Thierstein und Gilgenberg, d. h. den Leuten, die einmal über die unglückselige Brücke gehen werden.

Konnten sich in einem so von äussern Schwierigkeiten bedrängten Volk auch noch geistige Interessen entwickeln? Man möchte fast daran zweifeln. Aber halt! Sucht nicht gerade der Mensch in seiner Not einen geistigen Halt? Steht nicht der Sattel in Gefahr, flach und geistlos zu werden? Geistige Bedürfnisse stehen hinter jenem Begehren, das die Leute von Grindel anno 1666 dem Landvogt vortragen. Vor kurzem war der Pfarrer von Bärschwil gestorben. Nun wollen sie, dass in Zukunft jeden dritten Sonntag in Grindel, in der Kirche des St. Stephan, eine Messe gelesen wird. Bisher sei der Pfarrer von Bärschwil im Jahr bloss vier- bis fünfmal zu ihnen hinübergekommen. Es ging beinahe noch zweihundert Jahre, bis sie ihren eigenen Pfarrer erhielten.

Schon im 17. Jahrhundert zogen die Thiersteiner als *Wanderarbeiter* in die Weite. Die alten Schwarzbuben wissen noch zu erzählen, dass ihre Väter oft in den Basler Heuet oder in die Ernte im Baselbiet und im Elsass gegangen seien. Wir erfahren aus den Thierstein-Schreiben der Landvögte, die im Staatsarchiv in Solothurn aufbewahrt werden, dass schon im 17. Jahrhundert ein reger Austausch an Leuten stattgefunden hat. Dieser Wohnortswechsel hat sicher die ganze Kultur, besonders auch die Sprache beeinflusst. Am 12. November 1661 kamen der Meyer und die Geschworenen der Gemeinde Breitenbach auf das Schloss Thierstein, um den Herrn zu bitten, die Obrigkeit zu bewegen, dass man ihnen gestatte, 25 Jucharten Hochwald zu roden. Sie möchten Raps pflanzen. Der Vogt sagte, es müssten nicht über 10 Eichen geschwendet werden. Das Land würde sich auch als Rebberg eignen. Uns interessiert aber besonders die Begründung dieses Gesuches. Das Dorf sei mit so vielen Kleinbauern (Tauern) besetzt, dass sie sich nicht mit ihrer Hände Arbeit erhalten können: «Sonderen den mehreren Teil des Jahres Ihr Nahrung hin und wieder im Sondgauw und Elsas oder anderen Orten ausserhalb mit Ihrer Arbeit zue suechen genöthiget werden.» Die Gemeinde habe das Erdreich einst als Matte erworben und dann den Hochwald angepflanzt. Trotzdem wurden wie früher jährlich 12 Sester Frucht als Zins für dieses Stück Land im Schlosse abgeben.

Dass ein Schmied zum Winzer wird, ist eine Seltenheit. Es muss voraus gesagt werden, dass es sich hier um den Schmied Urs Boner von Breitenbach handelt, der am 5. Mai 1662 seinen Hammer beiseite gelegt hat, weil er dem Landvogt auf dem Thiersteinschloss ein ganz besonderes Anliegen vorzubringen hatte. Zuerst klagte er über die Gebrechen des Alters. Er sei nicht mehr instande, seinen Beruf wie früher auszuüben. Der Hammer werde ihm mit jedem Tag etwas schwerer. Bald werde es ihm überhaupt unmöglich sein, seinen Beruf auszuüben. Der Schmied begehrte aber keine Unterstützung. Er weiss sich zu helfen. Er besitzt am Hochwald rechts beim «Hochen Gericht» einen Acker von vier Jucharten. Als Zins liefere er dafür jedes Jahr zwei Sester Hafer und ein Huhn ins Schloss ab. Der gute Schmied machte aber seinen Herrn darauf aufmerksam, dass der Acker viel zu gross sei, als dass er ihn bebauen könnte. Ein guter Teil des Ackers werde alljährlich als Weideland benützt. Diesem unerquicklichen Zustand möchte der Schmied jetzt ab-



Dorfplatz in Breitenbach.

helfen — wenn man ihm seine Pläne nicht durchkreuzt. «Seit jungen Jahren», so sagt der Schmied, «kenne ich mich im Rebberg aus. Immer war ich dabei, wenn der Vater im Rebberg zu tun hatte. Später hat mich dann der Amboss festgehalten. Doch verlernt habe ich das Winzerhandwerk immer noch nicht, und das möcht' ich nun beweisen. Gern bring ich bald einmal dem Herrn Landvogt eine Flasche guten Breitenbacher Wein aufs Schloss, wenn er's zustande bringt, dass mir die Obrigkeit bewilligt, die vier Jucharten Erdreich, dort am sonnigen Hügel, in einen Rebberg zu verwandeln. Herr Landvogt, dürft mir glauben», so versicherte der Schmied mit bewegter Stimme, «gewiss, Herr Landvogt, um meine alten Tage braucht niemand zu bangen, wenn ich die Rebstöcke pflanzen darf. Dann seht ihr mich jeden Morgen mit gemächlichem Schritt rainaufwärts trampeln. Zu jedem Stöcklein werde ich mich niederbücken. Ich werde fragen, was ihm fehle, wenn's nicht recht aufwärts wachsen will. Die Spatzen werde ich verscheuchen. Und wenn ein Kind oder ein Bettler in die Nähe kommt, dann rufe ich ihnen zu, ob sie eine Traube schmausen wollen. Und die Breitenbacher werden um meine Trotte stehen und den Wein versuchen. Sie werden ihn rühmen. Aber auch der Herr Landvogt wird ihn rühmen, und er wird sagen, gut sei er, der Breitenbacher, und man werde alt, wenn man recht lange davon trinke . . .»

So redselig wurde damals der Breitenbacher Schmied Urs Boner, als ob er schon berauscht wäre vom köstlichen eigenen Tropfen. Der Wald ist verschwunden, der Acker, die Weide, der Rebberg, sie haben sich gewandelt. Neue Menschen schreiten über das Erdreich hinweg und denken kaum mehr an den wackeren Winzer, der sich einst liebend zur Scholle gebückt und sie mit seinem Schweiss getränkt hat.